

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Hoppe, Albert: Knappe Tieden [Anekdote um Zar Peter I. in Havelberg].

*Knappe Tieden*

Wer zu Land und Leuten kommt, erlebt und erfährt manches. Wenn man nach einem heimatlichen Vortragsabend im Dorfkrug noch ein Weilchen zusammensitzt, kommt im Gespräch noch dieses und jenes aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein. So war's auch in Sadenbeck. An unserm runden Tisch in der behaglichen Ecke waren wir fast ein Dutzend Leute, alte und junge. Der hochbetagte Altbauer erzählte von dem Sadenbecker Jungen, der an einem Sonntagmorgen, während seine Eltern in der Kirche waren, davonging, sich nach Holland durchschlug, dort auf einem Schiff anheuerte, als Soldat alle Weltmeere durchsegelte und schließlich, als er eine Hand verloren hatte, in Südafrika vor Anker ging. Er ehelichte dort ein Farmermädel und schenkte aus der zahlreichen Kinderschar dieser Ehe dem Burenvolk den Mann, der als hartschädlicher, freiheitsliebender prignitzer Bauernsproß es wagte, dem englischen Weltreiche Trotz zu bieten.

Es war Paul Krüger, der im Freiheitskampf der Buren ihr Führer und Präsident war und als „Ohm Krüger“ in die Weltgeschichte einging. Der alte Krügersche Hof ist noch heute in Sadenbeck.

Auch von dem Bauernsohn Pirow aus dem benachbarten Alt-Krüssow, der ebenfalls in der Südafrikanischen Union lebte, dort am Bau der ersten Eisenbahnen beteiligt war und schließlich das Amt eines Ministers bekleidete, wußte unser Erzähler, zum Teil noch aus eigenen persönlichen Bekanntschaften mit den Verwandten Pirows, manches zu berichten.

In unserer Runde saß ein altes Mütterchen. Sie hatte weißes Haar und ein Gesicht voller Runzeln und Falten. Aber sie hatte auch zwei muntere Augen, und ich sah ihr an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. Ich sprach sie an, und sie begann zu erzählen. Mit hartem östlichen Akzent. Vor zweihundert Jahren seien ihre Vorfahren durch Katharina II. nach Rußland gekommen. Sie sei dort in einer deutschen Siedlung geboren und groß geworden. Als sie vorhin im Vortrage das Lichtbild von der Havelberger Werft sah und dabei hörte, daß dort einst der russische Zar Peter I. die Schiffsbaukunst studiert und dabei mit eigener Hand eine Gallionsfigur geschnitzt habe, sei ihr ganz plötzlich eine im Gedächtnis bisher wohl schlummernde Geschichte aus ihrem alten deutschen Lesebuche, das sie neben dem russischen auch im Unterricht hatten, in der Erinnerung wieder lebendig geworden. Diese Geschichte möchte sie uns jetzt gern erzählen. Wir rückten enger zusammen, und das Mütterchen berichtete aus ihrer längst vergangenen Schulzeit das Ereignis von den „Knappen Tieden“. Ich will versuchen, es nachzuerzählen.

Der Zar Peter I., den die Geschichte den „Großen“ nennt, ist in der Welt viel gereist, um dies und das für sein Vaterland zu lernen. Dabei kam er auch nach Deutschland, um die Schiffsbaukunst zu studieren. Er konnte die deutsche Sprache gut verstehen, aber er war nun in eine Gegend gekommen, wo man fast nur plattdeutsch sprach. Da gab es in der Verständigung oft Schwierigkeiten und Mißdeutungen. Eines Vormittags bat ihn der Havelberger Bürgermeister bei einer Besprechung, ihm doch die Ehre anzutun und bei Tisch sein Gast zu sein. Der Zar sagte gern zu. Die Frau Bürgermeisterin war wenig erbaut, als ihr Mann gelaufen kam und sagte, daß der Kaiser von Rußland heute zum Mittagessen mitkäme! Er wisse doch, meinte sie, daß kein Fleisch im Hause sei. Was solle sie denn da auf den Tisch bringen! Sie werde es schon machen, erwiderte der Herr Bürgermeister, sie sei ja in der Küche und auch sonst eine echte Zauberin, und damit eilte er geschäftig wieder zu seinen Amtsobliegenheiten.

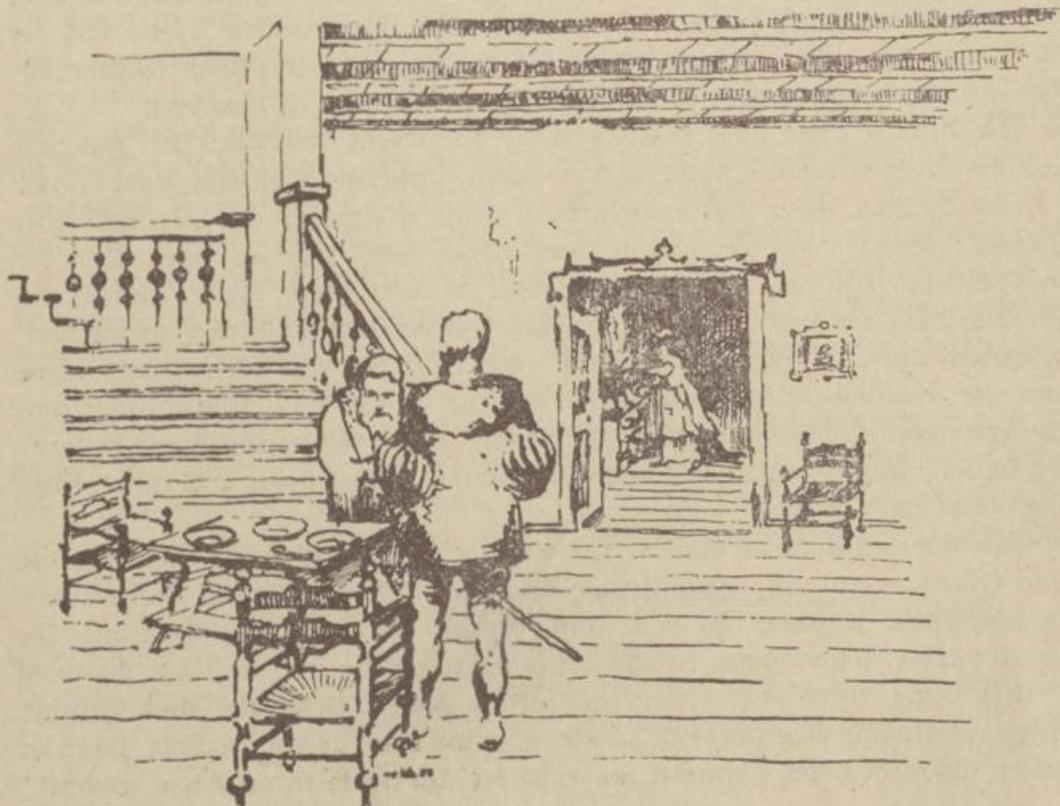
Ja, da stand nun die arme Stadtmutter. Man muß wissen, daß es damals ein Jahrhundert gedauert hat, ehe nach 1648 alle Schäden und Verheerungen des 30jährigen Krieges überwunden waren, und daß, als diese Geschichte spielte, die allgemeine Armut im Lande noch recht groß war. Wochentags war man glücklich, Grütze und Graubrot zu haben, und ein Braten zierte nur festtags oder dann und wann mal sonntags den Tisch. Nun ist aber die Schiffbauerstadt ein rechter Wasserort. Fast jeder Bürger hat seinen Kahn und seinen Fischkasten. So eilte denn die Frau Bürgermeisterin spornstreichs zum Nachbarn, und siehe da, er langte mit dem Kescher hinein in den Fischkasten und holte eine gewichtige Portion Fische heraus. Es waren aber nur Aländer. Andere Fische waren in diesen Tagen kaum gefangen worden.

Nun muß man wieder wissen, daß der Aländer nicht gerade ein Leckerbissen ist. Er gehört zur Gruppe der gemeinen Stinte und reist, wie der Lachs, zu dem er familienmäßig zu rechnen ist, zur Laichzeit im Spätfrühling in großen Scharen aus seinen Hafts und den Flußmündungen, wo er zu Hause ist, weit flußaufwärts, so daß man ihn dann, ähnlich wie den Hering, in Massen fangen kann. Seines an sich nicht guten Geschmacks wegen verwendet man ihn dabei oft sogar nur zur Tran- und Düngergewinnung.

Von diesem also nicht gerade als Delikatesse zu bezeichnenden Fisch hatte nun unsere Frau Bürgermeister den Korb voll. Und daraus sollte sie für den „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ ein Gericht machen! Aber in knappen Zeiten werden sonst gering geachtete Dinge zu Kostbarkeiten, und selbst ein Kaiser muß vorliebnehmen, wenn nichts anderes da ist. So ging die Frau Bürgermeister resolut an die Arbeit. Sie entfernte Köpfe, Flossen und Eingeweide, säuberte alles sorgfältigst und legte die Fische in Essig. Die Hausfrau tut das sonst aus Gründen des Geschmacks nicht gern, aber hier war es angebracht. Dann eilte sie in den Garten, um von

dem, was sie dort schon an Sellerie und Petersilie, an zarten Zwiebeln, an feinen Blättchen des aromatischen Dills und sonstigem Würzkraut wußte, die benötigten Mengen hereinzuholen. Sie stellte den Fisch auf den Herd, und nachdem er bei mildem Feuer gar gezogen war, entfernte sie behutsam und sehr sorgfältig alle Gräten und fabrizierte dann mit allerlei Tricks, Zutaten und wiederholtem Abschmecken ein Fischgericht, das wohl nur eine Art Eintopf war, das aber nach Meinung der Köchin sich wohl essen lassen mußte. Etwas Bangen bedrückte dennoch ihr Herz, denn sie hielt es für selbstverständlich, daß ein Kaiser jeden Tag nur Gebratenes und Gesottenes aße. Was würde er zu ihrer Fischsuppe sagen?

Als der hohe Gast von dem Herrn Bürgermeister mit viel Verbeugungen hineinkomplimentiert wurde, begrüßte ihn die schlichte, biedere Hausfrau mit einem gar artigen Knicks und einem herzlichen Willkomm. Nach einigem Hin und Her freundlicher Worte trug sie auf, und man setzte sich zu Tisch. Der Zar, ein gesunder, kräftiger Mann und nach dem Werken des Vormittags mit einem rechtschaffenen Hunger versehen, langte zu und aß mit gesegnetem Appetit. Er tat seinen Gastgebern und vor allem der Köchin alle Ehre an, denn es schien ihm vortrefflich zu munden. Er ließ sich mehrfach nachreichen, und als er endlich, wundervoll gesättigt, mit der Serviette über den Mund strich, hob er in artiger Weise den Römer, trank der Hausfrau zu und sagte ihr und ihrer Kochkunst ein freundliches



Kompliment. Darüber errötete sie sehr, und ihre Hände strichen verlegen über den Schoß. Doch dann wollte der Zar wissen, was er denn eigentlich gegessen habe! Da war nun die gute Bürgermeistern doch ganz und gar aus der Reihe und vollkommen in Bedrängnis. Sollte sie ihm sagen, daß sie dem hohen Gaste den allergewöhnlichsten Fisch vorgesetzt habe? So stotterte sie etwas und, ganz durcheinander, brachte sie schließlich nur, in ihrer Befangenheit das alltägliche, gewöhnte Platt gebrauchend, den entschuldigenden Satz hervor: „Nehmen S' verleew, Herr Kaiser, s i n n k n a p p e T i e d e n!“ — „So, so“, meinte Majestät, „Knappetiden! Knappetiden!“, und er fügte hinzu: „Ein wundervolles Gericht, ein ganz köstliches Gericht, diese Knappetiden!“

Als sich der Zar schließlich von seinen Gastgebern verabschiedete, geschah es mit herzlichen Worten und vor allem mit nochmaligem Dank für die Knappetiden, die ihm so hervorragend gemundet hatten. Und als er dann anderntags dem Städtchen Lebewohl sagen mußte und der Bürgermeister ihm bis zur Stadtgemarkung das Ehrengelait gab, verfehlte er auch hier nicht, in seinen Abschiedsworten nochmals des ihm so gut in Erinnerung gebliebenen Gerichts zu gedenken: „Grüße Er mir nur auch seine Hausfrau schön und sage Er ihr, wenn ich wieder einmal hierher komme, soll sie mir wieder Knappetiden kochen!“

\*

Das also war die Geschichte, die uns das alte deutsche Muttel aus dem fernen Rußland mitgebracht hatte. Uns allen am runden Tisch hat sie viel Freude gemacht, und ich hoffe, daß sie nunmehr in dieser Nacherzählung auch manchem Leser ein freundliches Schmunzeln abnötigt.

Darüber hinaus aber darf sie uns wohl ein wenig nachdenklich machen. „Knappe Tieden“, sind sonst unerwünscht und eine Quelle der Sorgen und des Ärgers. Hier hatte sich nun wohl erstmalig ein Mensch über „knappe Tieden“ von Herzen gefreut. Und dazu war es noch der Zar von Rußland. Er hat dabei gezeigt, daß es auch dem Bauch des Hochgestellten nichts schadet, wenn er das ißt, was sonst nur für den „gemeinen“ Mann bestimmt ist, ja, daß es wohl recht gut für die Menschheit wäre, wenn der Hochgestellte das des öfteren tun müßte! — Weiter lehrt uns diese Geschichte, daß auch „knappe Tieden“ ihren Wert und ihren tieferen Sinn haben, wenn sie nur mit rechtem Verstehen getragen und mit rechter Liebe gewürzt werden.

Letztlich aber und nicht zum wenigsten strahlt aus dieser Geschichte ein stiller Glanz auf unser heimatliches Platt und läßt uns fühlen, daß es doch seinen eigenen Zauber hat und seine eigene anheimelnde Wirkung. Die Mundart ist ein kostbares Stück heimatlichen Schatzes, und sie ist wohl der Erhaltung wert. Selbst der größte deutsche Dichter hat dies gefühlt. Johann Wolfgang Goethe sagt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“